Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 5 (1911)
Heft: 12

Artikel: Im Kampf mit dem Amt
Autor: Hitz, P.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-132528

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

seinen Doppelcharakter. Bald ist es mehr eine unermüdlich vorwärts treibende Unruhe, Verlangen, Sehnsucht, bald mehr Besitz, Ruhe, Trost, innerer Friede. Bald sieht es mehr das, was noch fehlt, bald mehr das, was wir schon haben; bald ist es der Wunsch und die Hoffnung, Gott möge erst Großes tun, bald Dank und Freude, daß er Großes getan hat; bald Trauer und Entbehrung, bald Leben und Seligkeit. Es gibt Zeiten, wo das eine und Zeiten, wo das andere im Vordergrund steht; bei dem einen Menschen überwiegt das erste, beim andern das zweite. Die Suchenden haben mehr Energie und Entschlossenheit, die Besitzenden mehr Harmonie und Geschlossenheit. Oft wechselt beides im gleichen Menschen. Das Leben aus Christus umfaßt beides, wenn es sich auch nicht in eine Einheit bringen läßt; gerade auf dieser innern Spannung zwischen beiden Elementen beruht sein innerer Reichtum.

R. Liechtenhan.

Im Kampf mit dem Amt.

Es erfordert es sozusagen auch eine gewisse kollegiale Rücksicht, daß man in Pfarrerkreisen Notiz nimmt von einem Buch, das wie keines bis anhin als so symptomatisch für unsere Zeit kirchlicher Krisis bezeichnet werden kann. Es ist das Buch von Aug. Pauli, Im Kampf mit dem Amt. Erlebtes und Geschautes zum Problem Kirche (München, H. Beck. Fr. 3). Man kann es das Schicksals-Buch von Pauli nennen, denn er hat persönlich diesen Kampf erlebt und ist ihm unterlegen. Das Buch erzählt Selbsterlebtes und Geschautes und schließt mit der Apostasie vom kirchlichen Amt. In Anbetracht der Aktuellität des Gegenstandes möchten wir im Folgenden etwas näher darauf eintreten, als es sonst die Besprechung eines Buches mit sich bringt. Es wird manchen interessieren, was da einer von denen vorbringt, die nicht mehr mitmachen können. Geben wir also dem Verfasser ziemlich ausgedehnt das Wort und nehmen es so wohlmeinend entgegen wie es gemeint ist, gemäß dem Motto im Vorwort: „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da.“ Der Schauplatz ist ein kleines bayrisches Bauerndorf von 230 Seelen. Also eigentlich ein Ruhesitz; aber dieser Ruhesitz wird zum Unruhesitz durch das, was kommt. Was mancher angenehm empfinden würde, empfindet er als eine erste Schwierigkeit, den Mangel an Stoff für den Tatendrang der Jugend. Die Schuld findet er im Pfrundensystem, welches die tatenlustige Jugend schont und das resignierte Alter belastet. Allerdings ist es ihm anderseits wieder entsprechend, daß er nicht zu viel und zu oft in Anspruch genommen wird, denn er hat von vornherein schon das Gefühl, daß er das Pfarramt vorläufig nur in kleinen Dosen ertragen kann, was ja freilich ein gewisses Licht der Beurteilung auf das Ganze vorauswerfen wird. Die Rechtfertigung dafür liegt für ihn in der Ueber-

zeugung, daß man die geistliche Amtstätigkeit nur erfüllen kann, wenn man sie in jedem Augenblick aus der innersten Tiefe heraus erfüllt. Das ist wieder der Vorzug kleiner Stellen; in großen ist das unmöglich, und er versteht solche Menschen nicht, die bei 30 Stunden Religionsunterricht per Woche und so und so vielen Krankenbesuchen so und so oft an Gräbern immer noch den Mund überströmend von erbaulichen, trostvollen oder ermahnenden Worten aufrecht und offen noch dastehen können. Darum ist er zunächst der kleinen Stelle noch froh, wo er im Amt nicht viel wird sagen müssen. Aber auch so muß er bald die innere Erfahrung machen, daß in ihm der Mensch gegen den Pfarrer kämpft. Er will nicht, daß sie seinem Worte glauben als des Pfarrers Wort und ihm folgen, wenn nicht die Wahrheit, die es enthält, sie in der Seele trifft. Wenn sie nur den Pfarrer in ihm sehen, hören, achten, dann werden sie ihn gar nicht verstehen. Auch kann er die Erfahrungen, die andere vor ihm gemacht haben, nicht einfach übernehmen; er muß das Leben für sich erst ganz neu entdecken. Die Kirchlichkeit in seiner Gemeinde ist sehr lobenswert. Es ist sogar alles von vornherein geregelt und abgemacht. Auch der Mann, der in der Fremde ungläubige Ideen aufgefaßt hat, ist ein fleißiger Kirchgänger und äußert solche nur im Wirtshaus. Gleichwohl könnte man Freude haben an der Gemeinde, wenn man nur an rechtes Bedürfnis und an die Wahrheit der Situation glauben könnte und sehen, daß der Kirchenbesuch nicht nur Selbstzweck ist. Aber dieser Selbstzweck begegnet ihm auch bei der frommen Uebung des Bibellesens in der Gemeinde. Er erfährt es überzeugend, daß man jedes andere Buch um seines Inhaltswillen liest, sieht aber unwiderleglich, daß man das bei der Bibel nicht tut, sondern ein Umgehen mit guten Werken damit an den Tag legt, wogegen schon die Reformation gekämpft hat. Es ist sogar eine sozusagen kirchliche Willigkeit vorhanden, die der Verkündigung der Wahrheit zu selbstverständlich beigepflichtet. Und das zu leichte Nachgeben ist nur ein Beweis, daß man die Wahrheit eigentlich gar nicht sieht. Es fehlt das Eine, was zum Erfolg gehört: die Spannung. Das ist eine Lage der Dinge, auf welche der Mann nicht vorbereitet war und die ihn in Verwirrung setzt.

Es erfolgt der erste Todesfall und der Pfarrer soll den Trost am Grabe spenden, aber es ist ein Fall, wo eine energische Aufforderung zum Ringen um das Leben absolut geboten scheint und der kirchliche Trost durchaus deplaziert wäre. Dennoch hat „der Herr Pfarrer bei seiner ersten Leichenfunktion ‚die Sache recht gut gemacht‘ und ‚eine schöne Rede gehalten,‘ wie alle Leute sagen.“ „Ja wenn die Leute zufrieden sind, das ist die Hauptsache,“ meint eine, die es dick hat. Aber der Pfarrer meint, das Leben sei eigentlich eine Aufgabe, und die Kirche eine ernsthafte Einrichtung, und der Pfarrer mehr als ein dekoratives Element. Das Unangenehmste dabei ist ihm aber, daß das Christentum, die Sache Jesu dazu herhalten muß,

denn dem natürlichen Dasein weihevollen Schmuck zu geben, das war nach des Pfarrers Ansicht Sache der alten heidnischen Volksreligionen, während das Christentum eigentlich auf etwas ganz anderes abzielte. Diese ganze Auffassung der Aufgabe und Stellung des Pfarrers wird ihm zum Gegenstand grübelnden Nachdenkens und schließlich erklärt er sie sich daraus, daß die Leute dem göttlichen Wort in mißverstandener Willigkeit und Gläubigkeit zu nahe getreten sind. Sie spüren die Distanz nicht mehr.

Es soll Abendmahl gefeiert werden. Einer, der auch teilnehmen will, hat sich vergangen und die „schwarze Polizei" wird aufgerufen. Es ist auch eine Schandbank in dieser Kirche, wo überhaupt peinlich strenge Einteilung der Sitzplätze herrscht. Der Pfarrer erblickt in dieser Art Kirchenzucht die allergefährlichste Brutstätte des Pharisäismus, also etwas direkt Unchristliches. Er ordnet deshalb die Sache anders und das macht böses Blut, denn die ehrbaren Jungfrauen müssen eine schamlose Person in ihrer Mitte dulden. Der Pfarrer setzt sich zwar über das böse Blut hinweg, aber für sein scharfes Auge und feines Gewissen resultiert daraus eine ganz peinliche Klemme, die gebildet wird einerseits durch die unerläßliche Notwendigkeit einer Kirchenzucht und anderseits durch das ebenso klare und verbindliche gegenteilige Vorbild Jesu. Der Erfolg dieses Gedankenganges ist ein ad absurdum-Geführtsein der Sittenpolizei der Kirche.

Zum Liturgischen im Gottesdienst nimmt Pauli die Stellung ein, wie Joh. Müller in Mainberg zum Gebet. Müller nennt bekanntlich jedes offizielle Beten eine Prostitution des Gebetes. Im Religionsunterricht hat Pauli deshalb einen ersten Versuch gemacht, sich gegen die Allmacht der Sitte aufzulehnen. Er konnte das sinnlose Gebetsplappern der Kinder nicht ertragen und rückte rund heraus mit der Sprache. Der Erfolg war jedoch ein fassungsloses Anstarren. Vom Beten in der Kirche gar nicht zu reden. An manchen Sonntagabenden zählt er mit Schaudern die Zahl der mißbrauchten Vater-Unser auf, und ihm fällt dabei ein das hochmütige Absprechen der Protestanten über das Gebetsgeleier der Katholiken. Die Einrede, daß die Not nur davon herkomme, daß er selbst nicht mitbete, kann er nicht gelten lassen, denn sein Empfinden ist da anders. Was ist denn Beten, wenn nicht jene unwillkürliche Bewegung der Seele, die sich von selbst einstellt? Und alles andere ist eben nicht Gebet. Das Gebet in seinem wahren Wesen, in seiner eigensten intimsten Natur kann eben nicht vor andern geschehen, es gehört durchaus in's Kämmerlein. Im Weitern nennt Pauli das offizielle Gebet geradezu eine religiöse Barbarei.

Ein weiterer Stein des Anstoßes für Pauli bildet die Seelsorge in kirchlicher Form. Auch hier begegnen wir Müller'schen Vorstellungen und Grundsätzen. Müllers Arbeit am Menschen ist ein konstantes, konsequentes erzieherisches Arbeiten, die Aufgabe, dem

werdenden Menschen Hilfe am Werden zu leisten. Dazu steht für Pauli teils in nicht annäherndem Verhältnis teils in direkt schädlichem Widerspruch, die schablonenhafte wesenlose, pädagogisch sehr oft verwerfliche Praxis der kirchlichen Seelsorge. Dieselbe konzentriert sich nun vornehmlich am Krankenbett. In keinem Punkt, sagt der Verfasser, sei ihm der Gegensatz des Empfindens zwischen ihm und seinen Gemeindegliedern so scharf und schneidend entgegengetreten wie hier.

„Die Kirche selbst mit dem Glauben, den sie ihnen von Kind auf beigebracht hat, ist schuld daran, daß sie ihrem Leben und seinen Nöten nicht auf den Grund gehen. Sie ist zu früh mit ihren Antworten da; da fangen die Menschen nicht zu fragen an. Sie gibt ihnen zu bald Speise; da werden sie nicht Hungernde. Sie eilt zu sehr mit ihrem Trost; da werden sie nie zu Leidtragenden." Darum kann Pauli, wie er sagt, nicht dazu kommen, wirkliche Seelsorge zu üben (und kommt vielleicht gerade dadurch auf die rechte).

Was der Verfasser unmittelbar daran anschließend über seine Rolle an Pastoralkonferenzen sagt, gehört sonst nicht direkt hieher, aber unter anderen sitzt auch ein junger Stürmer dort, der darauflos reformieren will an der hinter der Kultur zurückgebliebenen Kirche.

Pauli aber kann den Eifer für Reformen nicht aufbringen, denn der ist bei ihm gelähmt durch das Gefühl, daß der Schaden tiefer sitzt und von keiner kirchlichen Reform erreicht werden kann.

„Und nun ist eben alles so, wie es unter diesen Umständen sein muß. Das Wort ist weihevolle Rede statt unmittelbarer Wahrheits-Ausdruck, nicht persönliche, sondern berufliche Leistung. Gebet ist fromme Uebung, Christentum, Weltanschauung. Alles was die Kirche tut, hat unter diesen Umständen einen andern Charakter bekommen als den es haben müßte, wenn es das wäre, was es zu sein vorgibt."

Die neue Menschheit wird sich ihre äußere Form ganz von selbst schaffen. „Aber mit der Kirche hatte man nun ein Surrogat in der Hand, hielt das für das Wesentliche und suchte es zu erhalten, so gut es ging. Das Christentum hat einen Fehler im Ansatz und das ist der, daß aus ihm eine Volksreligion wurde. Die Kirche als solche, als die menschliche Organisation, die sie ist, steht im Widerspruch zum Wesen der Sache, deren Trägerin sie sein will."

Es folgen neue Vorschläge neuer Ansätze und es kommt darauf hinaus, daß man als Pfarrer das gar nicht dürfte, also eine unmögliche Situation (in Bayern). Aber etwas wenigstens kann man. Wenigstens sollen die lästigen Formen und Formeln nicht das Leben hemmen dürfen. So nimmt er sie denn in Kauf. In manchen Punkten glaubt er freilich, nicht gänzlich mit dem Herkommen brechen zu müssen. Da steht voran der Religionsunterricht. Der Vorgänger war in seiner Art etwas wert. Die Kinder wissen erstaunlich

viel. Es geht gedächtnismäßig alles am Schnürchen, aber es lacht einem doch nicht das Herz dabei. In noch viel schärferer Ausprägung stößt er hier auf die gleiche Erscheinung wie bei den Erwachsenen: mangelnder Abstand von der Sache, mißverstandener Glaube, täuschendes Wissen. 10- bis 12-jährige Kinder verfügen über die Not der Menschheit, die nach einem Erlöser schreit und antizipieren jenen seelischen Zustand der Einwohnung des hl. Geistes. Pauli kommt zum Schluß und zur Erkenntnis, daß hier nichts weniger als alles noch zu tun sei. Ja, er steht nicht an, zu behaupten, daß den vereinzelten guten Wirkungen dieses Religionsunterrichtes unzählige gegenüber stehen, wo er die Menschen für ihr ganzes Leben für Religion überhaupt verdorben hat.

Dazu gar noch der Lutherische Katechismus. Derselbe verrät einen Tiefstand religiösen Verständnisses und pädagogischer Einsicht, der überhaupt nicht mehr überboten werden kann. Folgt kurze Kritik und — Tableau: „Ich habe nun Lust zu Gottes Geboten und wandle in der Furcht und Liebe Gottes, welche des Gesetzes Erfüllung sind." Eine verblüffend einfache Lösung der schwierigsten Lebensprobleme! Aber der Mann will auch diese Klippe umschiffen und unbekümmert um die Vorschriften seinen Unterricht so geben, wie er es für gut hält. Aber jetzt kommt das Unheil: er kann nirgends konsequent sein; er stößt immer wieder auf unüberwindliche, durch die kirchliche Organisation ihm gesetzte Schranken, die ihn nötigen auf halbem Wege umzukehren, seinem Tun die Spitze abzubrechen und es damit selbst zur Unfruchtbarkeit zu verurteilen. Das Wort Jesu vom Nichtauflösen ist wohl wahr, aber auch das von den neuen Schläuchen. Da ist unter anderm auch wieder die sattsam bekannte Text-Qual und Predigt-Not und die ganze Unnatur der kirchlichen Organisations-Misère überhaupt. Und dann das Konfirmations-Gelübde und Bekenntnis! Alles in allem eine Nötigung zu Kompromissen, deren innerer Widerstreit ihn in seiner absoluten Wahrheitsliebe zu zerreißen droht.

Die Predigt ginge noch an, aber der liturgische Teil — die Beichte! Sündenbekenntnis und schnurstracks Absolution! und wo bleibt der Eindruck der Vorbereitungspredigt? Ganz gleich das Abendmahl. Eine Unwahrhaftigkeit der kultischen Aufeinanderfolge in grellstem Widerspruch zum Leben. Kann das alles anders sein? Hier walten unerbittliche Notwendigkeiten. Der Fehler im Ansatz muß sich geltend machen und die ganze Rechnung durchziehen. Die Kirche ist nun einmal auf einer falschen Auffassung Jesu aufgebaut. Jeder Versuch, das kirchliche Amt in einem andern Geiste zu führen als in dem kirchlichen, auf den es nach allen Seiten hin zugeschnitten ist, unternimmt also etwas Unmögliches. Aber im kirchlichen Geist kann er das Amt nicht führen.

In seinem Tun und Wirken unter die Linie dessen herabzugehen, was sich einem als Wahrheit erschlossen

hat, das ist eine innere Unwahrhaftigkeit, an der der Mensch zu Grunde gehen muß.

Ein weiterer Ausweg öffnet sich: Der Pfarrer darf nicht nur eine religiöse, er muß auch eine soziale Wirksamkeit entfalten und helfen, daß das äußere Leben der Leute von den Grundsätzen des Evangeliums geleitet wird. Die Aufgaben liegen dicht zur Hand. Aber freilich diese soziale Tätigkeit und Beeinflussung des äußern Lebens durch den Pfarrer wäre eben wieder nicht das, worauf es ankommt, nicht die schöpferische Gestaltung des Daseins aus innerlich empfundenen Notwendigkeiten, nicht die in echter Kultur zur Verwirklichung gekommene Religion, sondern eine äußere Regulierung und Eindämmung von Schäden, ein Surrogat, ein Notbehelf.

Im Folgenden schildert der Verfasser anschaulich die Nöte der heutigen Kultur und die Unzulänglichkeit der Kirche und ihrer Mittel, wobei er im Vorbeigehen nicht versäumt, der Kirche möglichst gerecht zu werden und so gut es ihr zukommt Anerkennung zu zollen. Es werden dabei noch gestreift: der eigentliche Begriff des Christentums und der Kirche und ihre Unvereinbarkeit daraus geschlossen, die Notwendigkeit und doch Unchristlichkeit einer Kirchenzucht. Die Bremer Religions-Unterrichts-Bewegung, das liturgische Gebet unter anderm Gesichtspunkt als vorhin und der Protestantismus. Der protestantische Glaube ist zunächst ein individualistisches Prinzip, und erst wenn er diese seine Wirkung getan hat, daß er den Menschen, der von Haus aus ein Herdenwesen ist, zum Einzelnen zur Persönlichkeit macht, entsteht hier die zweite Frage, wie dieser Einzelne auf dieser neuen Grundlage wieder Glied eines Ganzen, einer Gemeinschaft werden kann. Wo Volkskirche ungebrochen herrscht, da gibt es Glauben in diesem Sinne nicht. Ihn zum Bestandteil volkskirchlicher Weltanschauung machen zu wollen ist ein widersinniges in sich unmögliches Bemühen, da es dann etwas ganz anderes aus ihm macht. Man mache sich auch einmal recht klar, welche Rolle der Herzpunkt der Reformation, Luthers Entdeckung des Glaubens in der Volksfrömmigkeit gespielt hat. Ueberhaupt keine, oder doch nur eine gänzlich mißlungene, mißverstandene. Im modernen Leben hat sich die Kirche als Volkskirche so gut wie ganz aufgelöst. In größern Städten gibt es keine Kirche, keine Gemeinde im eigentlichen Sinne mehr. An die Stelle der Volksreligion ist der religiöse Individualismus getreten. Und doch gibt es keinen Weg mehr zurück zu der alten Volksreligion, sondern nur einen neuen Weg hindurch zu einem Neuen auf höherer Stufe. Der Weg zur Religion der Zukunft geht über den religiösen Individualismus. Aber freilich darf es bei dem Individualismus nicht bleiben, denn für sich bedeutet er Auflösung. Die Warnung vor dem Wirrwar des heutigen Geisteslebens ist ganz begreiflich. Ebenso sind die Blicke mancher Protestanten nach Rom nicht unverständlich. Der Individualismus kann nur ein Durchgangszustand sein, denn wenn das Individuum auch als Persönlichkeit Selbstzweck ist, so ist es doch

andererseits immer Glied eines Ganzen und als solches nur Mittel zum Zweck, das Leben der Gesamtheit zu fördern. Das aber ist die echte Kultur. Was wir heute so nennen, ist gar keine wahre Kultur. Die wahre Kultur ist religiös vertiefte Kultur. Es müssen die beiden bisher getrennten Ströme der Religion und Kultur des Innen- und Außenlebens sich vereinigen und durchdringen; diese beiden in natürlicher Spannung sich befindlichen Elemente müssen zu einander in Beziehung treten, aufeinander wirken, sich gegenseitig befruchten und zur höhern Einheit werden. Was ist nun dieses Zukunftsbild der Vereinigung von Religion und Kultur als Organismus? Nicht eine Kirche, die als Staat für sich neben den Staat tritt und mit ihm Machtkämpfe führt, sondern die Volksgemeinschaft in ihrem organisch gegliederten Aufbau.

Im Leben dieses neuen Kultur-Organismus wird die Religion nicht mehr ein besonderes Gebiet bilden, das in einzelnen Handlungen in Erscheinung tritt, sondern sie wird die Seele des Ganzen sein, unsichtbar und doch allgegenwärtig, das Alles durchdringende Fluidum der innern Lebendigkeit, das dem Leben Intensität und Tiefe gibt. Auf Grund dieser Hoffnung und Aussicht auf eine von religiösen Kräften getragene Kultur braucht man über die Erscheinungen der kirchlichen Auflösung nicht untröstlich zu sein. Aber kann die Kirche hier den Vorkampf führen? Sie ist nicht geeignet dazu, denn sie ist eine erhaltende Macht. Das Landvolk aber steht dicht vor einer Krisis, von deren Größe nur wenige Menschen eine Ahnung haben. Dazu bedarf es zeitgemäßer Pfarrer. Aber der zeitgemäße Pfarrer und die Kirche?

„Seine königliche Hoheit haben allergnädigst geruht, mich auf Ansuchen von meiner Stelle wieder zu entheben."

Das sind die Bekenntnisse und vorläufigen Schicksale eines Apostaten vom Pfarramt, in der Welt der deutsch-lutherischen Kirche. Wenn wir kurz noch Stellung nehmen wollen zu dem Buche, so werden wir uns zwar vor Allem der freiern Verhältnisse bewußt, in denen sich das geistliche Amt in der Schweiz freier entfalten kann, müssen aber zugeben, daß damit noch nicht alle Schwierigkeiten gehoben sind. Auch wir erleben ja Fälle von Apostasie als Beweis, daß Pfarramt und Kirche nachgerade zum Problem geworden und zur Diskussion gestellt sind. Nun ist die Diskussion über eine Sache oft nichts anderes als das Schwanenlied derselben, und solche Schwanenlieder werden heute auf allen Gebieten zu Dutzenden angestimmt. Insofern muß man sich in Bezug auf die Kirche gar nicht wundern. Immerhin geben solche Erscheinungen Anlaß, die Sache zu untersuchen und den Gründen nachzuforschen. Der Mensch sucht für Alles nach einer Erklärung und irgend wie erklärt er sich dann auch Alles. Ob er damit dann jedesmal das Rechte getroffen hat, ist nicht immer gesagt und diese Prätention soll auch hier nicht geltend gemacht werden. Jeden-

falls wird die erste Schwierigkeit der gegenwärtigen Sachlage liegen, einerseits im Charakter der Unabgeschlossenheit und des Uebergangs unserer Zeitverhältnisse und andererseits in der Gegenüberstellung „Kirche und zeitgemäßer Pfarrer," sowie im neuen Verständnis der Person Jesu und der daraus hervorgehenden andersgearteten Auffassung des Christentums.

1. Unsere Zeit zeigt nach allen Seiten den Charakter des Ueberganges und der Unabgeschlossenheit und Unfertigkeit neuer Ansätze. Dieser Zeit-Tendenz gegenüber ist die Kirche die Institution der Defensive. Kirche und zeitgemäßer Pfarrer sind zu zwei kontradiktorischen Mächten geworden, die fortschreitend in eine mehr und mehr unleidliche Spannung miteinander geraten werden. Noch ist die ältere dieser beiden Mächte in einer Stellung der Präponderanz. Sie ist im Vorteil dessen, der zuerst da war und genießt noch das Recht der Tradition und relativ allgemeiner Geltung, wenigstens äußerlicher. Aber die andere Macht, wir können unpersönlich auch sagen, die Kulturmacht ist stark im Wachsen und wird sich nicht isolieren lassen und für die Kirche immer unangenehmer sich geltend machen. Mit andern Worten: Das Bild der Kirche ist fertig, wir kennen es zur Genüge und wollen darüber kein Wort verlieren. Bisher hat es allein da gehangen, gleichsam als Mono. Aber es wird ihm ein Gegenstück entstehen im Bild des modernen Kirchenideals. Daß dieses Bild noch nicht ganz durchentwickelt ist, kennzeichnet die ganze noch unabgeklärte kirchliche Situation der Gegenwart, in denen Fälle wie Jatho, Pauli ꝛc. frühreife Früchte sind. Ist aber einmal dieses Bild sozusagen „ausgeschafft" und steht in ausgeprägter Deutlichkeit und Schärfe da, so wird der Kontrast ein derartig unleidlicher werden, daß eine schon auch nur gefühlsmäßige Unverträglichkeit sich zwingend herausstellen und zum Endweder-Oder herausfordern wird.

2. Immer mehr drängt sich die Wahrnehmung auf, daß ein neuer Pfarrer-Typus im Werden begriffen ist. An diesem Typus arbeitet einerseits die moderne theologische Wissenschaft mit all ihren ihr eigenen bekannten Faktoren und andererseits die moderne Welt im allgemeinen Sinn, oder die Kultur der Gegenwart. Da wird es dann unausweichlich zu einer Kollision der verschiedenen Kirchenbegriffe kommen, der alte und der neue werden aufeinanderstoßen und zu Konflikten führen. Denn der traditionelle Kirchenbegriff ist die Kirche als göttliche Institution, während der moderne Kirchenbegriff des werdenden Pfarrer-Typus mehr mit dem einer zwar hohen und würdigen aber immerhin menschlichen Institution sich deckt. Dieser Kirchenbegriff mag den Vorzug haben, daß er dem wahren Sachverhalt gerechter wird und deshalb wahrer ist, aber im Schema der Heiligkeit und des Charakters steht er tiefer, weil er menschlicher ist. Die erstere Auffassung führt in der amtlichen Stellung zu einer fast peinlichen, sozusagen alttestamentlich-mosaischen Gewissenssache, wo das Wort anwend-

bar ist: „Ziehe deine Schuhe aus . . . . .“ Bei der neuzeitlichen Anschauung kommt dies nicht in annäherndem Grade so zur Geltung; denn die Sache bekommt einen mehr nur symbolischen, für das Gewissen neutralen Charakter. Das sakramental Peinliche der alten Auffassung fällt weg und es hat vielleicht in Ausnahme-Fällen da oder dort sogar das geschäftsmäßig Aeußerliche Zutritt und Recht. Freilich ist zuzugeben, daß sich im Einzelnen die Stellung zur Sache nicht nur dem Kirchenbegriff entsprechend gestaltet, sondern subjektiv bedingt ist. Gewissenssache soll ja alles und jeder Beruf sein, und der Ernst der Verantwortung darf beim Pfarrer der Zukunft ebenso vorausgesetzt werden, wie beim Vertreter der alten Kirchenanschauung, aber ganz irrelevant ist der Kirchenbegriff doch nicht und freier und freiheitlicher ist der neue. Dabei ist aber nicht zu vergessen, daß es vorerst auch einen Uebergangs-Typus des Pfarrers geben muß, wo diese Kollision in Einer Person zusammentrifft als tötlicher Dualismus. Und zwar kann das in doppeltem Sinn eintreten, nämlich nicht nur als Uebergang aus einer alten Epoche in eine neue, sondern auch aus altmodisch gerichteter Häuslichkeit und religiöser Erziehung heraus in eine mehr weltförmig und modern gerichtete wissenschaftliche Welt. Es gibt nun im menschlichen Geistesleben und im Aufbau-System der Grundsätze und Anschauungen wissenschaftlicher Bildung, wie im Wachstum eines Natur-Organismus sozusagen abgeschlossene Zustände, Altersschichten, um nicht zu sagen Verholzungs-Stadien, d. h. Resultate und Gebilde von Vorstellungen, die sich soweit verdichtet haben, daß sie keinen neuen Einflüssen mehr zugänglich sind, und jeder Verjüngung und Assimilation unfähig mehr, so recht eigentlich in's Neue hinein nachlaufen und dort irritieren. Da entsteht dann die Krisis, die je nach Naturell, Individualität, Charakter, Erziehung, Temperament eventuell auch Beruf der Eltern (Pfarrerssohn, Kaufmannssohn, Gewissenssache, Geschäftssache*) zum Austrag kommt in einem Bruch oder einer Versöhnung, welch' letzterer natürlich auch edle Motive zu Grunde liegen können, wenn sie auch vielleicht dem anders Gerichteten unverständlich vorkommen mögen.

3. Ein Drittes scheint in unserer Zeit in ein akutes Stadium getreten zu sein oder treten zu wollen; es ist das Dilemma „Pfarrer und Mensch“. Die Kirche in ihrer Allmacht hat bisher den Menschen sozusagen verleugnet oder einfach desavouiert und völlig rechtlos gemacht. Der Mensch war Kirchenglied und nichts weiter. Es bildet nun einen weitern schneidenden Gegensatz unserer Zeit zur Kirche, daß sie sozusagen über die Kirche hinweg zur Tagesordnung, zum Menschen übergeht. Dabei läßt sie durchaus den Christen gelten,

*) Vielleicht mit dem gleichen Recht kann es heißen: Pfarrerssohn, Kaufmannssohn — Geschäftssache, Gewissenssache, nur mit dem Unterschied, daß das Wort Geschäftssache einen weniger mammonistischen und mehr äußerlichen Sinn bekommt und die „Gewissenssache“ mit dem Kaufmannssohn weniger spezifisch zusammenhängt.

wenn er Christen-Mensch und nicht nur Kirchenchrist ist. Ja, es tut der modernen Menschheit sogar wohl, einen Christen und Menschen sozusagen in Reinkultur anzutreffen. Der Mensch als Mensch wird sich seiner Rechte, sagen wir, seiner Adelsrechte bewußt und dessen, daß er etwas ist und sein kann durch sich selbst, vermöge seiner ursprünglichen Gottgeschaffenheit und in sich selbst einen Wert und Legitimation besitzt, ohne dieselbe erst bei der Kirche holen zu müssen. Von diesem „Wahn" der Legitimität aus sich selbst ist heute natürlich auch der Diener der Kirche „angesteckt". Bisher kam das noch nicht zum Bewußtsein und der Pfarrer war der ganz „gehorsame Diener" der Kirche durchaus und unter allen Umständen. Wo der Mensch als pures Wesen sich in ihm regte, da war der innere Widerstreit ein mehr nur instinktiver und äußerte sich unbewußt nur in dem bekannten Verhalten, welches den Pfarrer als Pfaffen kennzeichnet. Das Pfaffentum mit seinen bekannten Erscheinungen sind die ohnmächtigen Zuckungen des Menschen im Pfarrer, die durch den Widerstand des auferlegten unnatürlichen Zwanges zum unwahren Ingrimm sich verstärken und dann zur Fratze des Fanatismus werden. Man tut deshalb jedem „Pfaffen" Unrecht, wenn man ihn als solchen verabscheut, denn man sollte ihn bemitleiden und aus seiner Lage heraus verstehen und beurteilen als einen Menschen, dem großes Aergernis angetan worden ist durch Auferlegung einer Aufgabe, die ihm als Menschen „nicht sitzt", die er aber gerade deshalb umso eifriger und ingrimmiger verficht mit jenem logischen Fanatismus der Erkünstellung und Uebertreibung, die immer aus dem Gegensatz zum Natürlichen, Selbstgewollten und Entsprechenden resultiert. Nun hat das neue Geschlecht den Menschen in's Recht gesetzt und damit eine solche absolute Subordination unter ein System verunmöglicht. Damit ist aber nicht nur das Pfaffentum auf den Aussterbe-Etat gesetzt, sondern es ist das Band zwischen Kirche und Amtsperson überhaupt gelockert und die Stellungnahme zu den Forderungen der Kirche und ihren Formen eine viel selbstbewußtere, freiere und selbständigere geworden. Das Menschentum setzt sich in Rivalität zum Kirchentum und wird diesen Rivalitätskampf mit ruhiger Gemessenheit aber wachsender Ueberlegenheit führen bis das vorläufig Pendente zu definitivem Austrag kommt. Der Zeit der Kirche wird die Zeit des Menschen folgen, und vielleicht fällt von da aus sogar ein neues (nicht an Propheten-Worte gebundenes) Licht auf den Namen „Menschensohn".

Wie jede Uebergangs-Situation, so ist natürlich auch die gegenwärtige vorläufig noch verworren und muß sich erst noch klären. Oft ist das Verhältnis von zeitgemäßem Pfarrer und Kirche, von Pastor und Gemeinde geradezu interessant und in Einzelnen vielleicht sogar etwa auch tragikomisch. Jedenfalls treibt das kirchliche Leben von heute teilweise monströse Blüten. Im allgemeinen bietet die Sachlage folgendes Bild: Eine in den Gemeinden alten Stils noch vegetierende erstarrte rückständige Kirche mit verkalkter Praxis der Tradition über-

rascht von Jüngern der modernen Theologie, die oft allzusehr weniger Theologen, als — Kulturmenschen in einem mehr naiven Sinne sind; denn es ist nicht zu leugnen, daß in der Gegenwartskultur ein gewisser Zug des noch Unreifen, Unmännlichen, Schwächlichen und des Nervös-Naiven liegt, der gegenüber den kraftvollen Zügen des alten Kirchentums und seines Geschlechts nicht vorteilhaft absticht, wenn auch andererseits wieder erfreuliche Beweise intellektueller, wissenschaftlicher und sozial tatkräftiger Ueberlegenheit und jedem unwahren Heiligen- und andern Schein abholden Echtheit, Natürlichkeit und gerader, aufrechter Menschlichkeit zu schönen Hoffnungen für die Zukunft berechtigen. Aber eine vorläufige Schwäche des zeitgemäßen Pfarrers ist die vielfache Haltlosigkeit in Bezug auf den Gottesbegriff. Eine gottsuchende Zeit kann natürlich festen Halt hierin nicht bieten und so kommt es denn eben, daß mancher „Neue" mit seinem oder auch noch keinem Gottesbegriff und einer ganz religionshistorischen Bibelkritik, auch mit dem bekannten modernen Erhörungs-Glauben vor eine diametral anders gerichtete (und auch abgerichtete) Gemeinde treten muß und sich auch ihrer Liturgie anbequemen zu müssen glaubt mit mehr oder weniger gutem Gewissen betet, sei's zum persönlichen alten Gott der Gemeinde, sei's zu allen möglichen neuzeitlichen Gottes-Surrogaten, Jatho'schen und andern philosophisch-theologischen Ersatz-Namen für den alten „Gott", Hier aber ist einer der springenden Punkte, wo mancher eben „springt", wenn er die nötige Energie aufbringt. Denn wer einen Pauli, weil Alles bei ihm, ganz im Gegensatz zu Jatho, so ruhig, bescheiden, selbstlos und still, so „schwächlich" verläuft, etwa als zuschwach und gebrochen für Weiterführung des kirchlichen Amtes ansehen wollte, dem möchten wir zu bedenken geben, was es bezüglich Energie, Willenskraft, Kraft der Selbstverleugnung und wohl auch Gesundheit heißen will, mit dem kirchlichen Amt, mit der eigenen Tradition, mit einem Element des Daseins zu brechen. Denn: Es war doch eine schöne Zeit, die Zeit unserer Väter, im Zeichen göttlicher Berufung wirken zu dürfen, aber dieses Reichgottes-Gefühl ist für das klarere moderne Auge durchsichtig geworden und nur Veteranen-Teil mehr.

So viel dürfte man gelten lassen, daß die Kirche zu einer ganz unzeitgemäßen Institution geworden ist, über welche eine Zeit mit nichts weniger als konformen Anschauungen hinausgewachsen ist. Wenn heute eine Kirche sich bildete, würde etwas durchaus anderes daraus werden, so daß Viele Mühe hätten, es als Kirche noch zu erkennen und anzuerkennen. Und eine Institution mit so antiken Formen und der Pfarrer der Zukunft, wie wir uns ihn vorstellen, erinnert uns an Mardens Bild vom viereckigen Burschen im runden Loch. Ungemütlich ist die Situation jetzt schon für manchen, von dem man nichts weiß, weil er im Stillen duldet. Gewisse Unlauterkeiten einer Verträglichmachung des Neuen mit dem Alten, wie sie eine Uebergangszeit mit sich bringt, werden dabei wohl oder übel in Kauf genommen werden müssen. In Kirche und zeitgemäßem oder Zukunfts-Pfarrer stoßen eben zwei

Welten aufeinander, die einander in keiner Weise entsprechen und durchaus fremd gegenüberstehen. Der alte Pfarrer-Typus entsprach der Kirche, denn er war ihr Kind, das sie sorglich „vor der Welt" bewahrt und sich ihr anerzogen hatte. Der neue und künftige Pfarrer-Typus ist, recht verstanden, der Kirche gegenüber so recht ein „Kind der Welt" in neutralem Sinn ein Weltkind, d. h. ein Kind der außerkirchlichen Welt mit Wesen, Empfinden, Fühlen, Begriffsbildungen, Anschauungen ganzer Führung und Geist, wie sie der Moderne durchaus konform und kongenial sind. So sind denn die Momente und die Denkweise der Kirche zu Erscheinungen geworden, die den zeitgemäßen Diener befremden, wie den neuesten Grand-Hotel-Geranten die Betriebs-Methode und Bedienungsart eines Gasthauses der „guten alten Zeit." Dabei möchten wir notabene verhüten, daß von diesem Bild ein Schein fiele auf das Wesen des modernen Pfarrers. Es verhält sich selbstverständlich auch nicht so, daß der zeitgemäße Pfarrer bewußt und sozusagen à tout prix modern sein oder den Modernen spielen will, aber er wird nun einmal doch als einer sich erweisen, der modernes Empfinden und Urteil angenommen hat, wie es zur alten Form nicht mehr paßt und dem Alten nicht mehr kongenial ist. Wir wollen hier auch verraten, daß wir selbst Uebergänger aus der alten Form in das neue Denken sind und dem Neuen und Kommenden durchaus Verständnis entgegenbringen können. Es ist auch nicht von ungefähr, daß wir Pauli's Buch mit dem Interesse solcher Ausführlichkeit ankündigen; denn wir tun es als Schicksalsgenosse mit der Selbsttröstung, die im Spruche liegt: Solamen miseris, socios habere malorum.*)

Freilich kennen wir auch noch einen andern und noch größern Trost, denn schließlich macht uns das alles gar nicht, wie vielleicht manchem Leser, den Eindruck, als ob damit selbst auch über Christus hinaus zur Tagesordnung geschritten würde. Unser Glaube ist der, daß Christi wahre Stellung dadurch mehr befestigt als erschüttert wird. Für uns sind Christus und die Kirche auch zu zweierlei Begriffen und zweierlei Geisteswelten gnworden und wir haben das Bedürfnis, Christus von der Kirche zu unterscheiden. Darüber wäre noch manches zu sagen, aber nur soviel sei gesagt, daß die Distanz zwischen Christus und der Kirche fortschreitend größer werden wird; denn es ist unstreitig auch ein modernes Christusbild nach Maßgabe der sozial gerichteten Vorstellungen und Tendenzen unserer Zeit im Werden, und dieser neue Christus wird die Kirche immer mehr desavouieren — so lange sie die bleibt, die sie ist.

Es wird sich auch nicht mehr leugnen lassen, daß das Wort: „Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit" nur bedingt mehr zutrifft. Vor den Tatsachen des Werdens muß auch die massivste Pietät kapitulieren.

---

*) Dem Leidenden ists ein Trost, Leidensgenossen zu haben.

Und das Zukunftsbild der Kirche und des Amtes? frägt da wohl mancher. Vom Werden läßt sich kein Vorentwurf machen. Der Geist ist es, der die Form schafft und der neue Geist einer neuen Generation wird sich neue Formen schaffen, die wir uns noch gar nicht zum Voraus denken können. Alles Werden ist ein Automobil im buchstäblichen Sinn des Wortes. Uns Menschen sind nur jeweilige Eingriffe überlassen, die wir zur Zeit oder Unzeit machen. Jeder aber, der den vorreformatorischen Charakter unserer Zeit erkannt hat, wird gespannt sein auf die Dinge, die da kommen sollen. Die Menge derer, die Ausschau hält wie die Gestalten auf dem alten Umschlagbild der Neuen Wege wird sich teilen in Pessimisten und Optimisten. Wir gehören zu den Letztern und sind getrost — selbst dann, wenn die weitere Entwicklung sich zuspitzen sollte zum Entweder-Oder: Christus oder die Kirche. Denn allerdings, wenn wir von einer Zukunftskirche und einem Pfarrer-Typus der Zukunft reden, so ist das cum grano salis zu verstehen. Es läßt sich eine Alternative denken in Form einer Zeit und von Zeitverhältnissen, wo das alles nicht mehr sein wird und doch „Christus gepredigt wird." Die tiefste Ketzerei, die wir zu denken wagen in diesem Punkt, ist unsere größte Hoffnung, daß nämlich einst eine Christenheit sein wird, die über die Wortverkündigung hinaus gewachsen sein wird. Ein Boshafter könnte uns da wohl entgegnen, daß uns das in den Kram passe als Apostaten; aber man kann auch von ganz andern Standpunkten aus dazu kommen, wenn man von der Warte unserer Zeit (der bedeutungsvollsten seit der urchristlichen) aus die Perspektive entwirft. Es ist durchaus denkbar, daß das Christusbild der Zukunft mit einer Kirche unvereinbar sein wird. Unser Christus ist es jetzt schon, denn der war und ist ein Kirchenfeind.

P. Hitz.

Eva und Maria.*)

Zwei Typen hat die abendländische Welt geschaffen, durch die sie in unübertrefflicher Plastik ausspricht, was sie vom Weibe hält. Die erste dieser Typen ist Eva. Aus der alten biblischen Schöpfungsgeschichte taucht dieser eine Urtypus des Weibes auf. Es ist bedeutsam, daß schon hier das Weib eine viel persönlichere, differenziertere Gestalt ist, als der Mann. Wir wollen nun nicht etwa den ursprünglichen Sinn dieser Geschichte ins Auge fassen, sondern die Gestalt der Eva so nehmen, wie das Denken und die Erfahrung der Jahrtausende sie geformt haben. Denn in diese Gestalt haben sie einen Teil dessen hineingelegt, was sie am Weibe erlebt haben.

---

*) Aus der soeben erschienenen Broschüre: „Was will und soll die Frauenbewegung?" Zwei Vorträge von L. Ragaz. Zürich, Buchhandlung des Schweiz. Grütlivereins. Preis 80 Cts.